

lung von spezifischen Störungen im Kindes- und Jugendalter finden – aber auch sehr viel Konzeptuelles zur notwendigen Interdisziplinarität dieses so bedeutsamen Handlungsfeldes der Medizin und Psychotherapie. Insofern fällt meine Würdigung dieses wichtigen Handbuches geradezu euphorisch aus, denn es schließt eine seit Langem bestehende Lücke bezüglich einer umfassenden Darstellung zur Kinderpsychosomatik einerseits und geht andererseits über die bisher publizierten Werke zu diesem klinischen Feld erheblich hinaus, weil die Autor:innen es verstanden haben, ihre jahrzehntelange Erfahrung zu bündeln, verdichtet zu beschreiben und sehr konkret beratend fruchtbar zu machen. So wird Kinderpsychosomatik lebendig und als klinisches Arbeitsfeld faszinierend.

Burkhard Brosig, Gießen

**Delphine de Vigan (2018). *Loyalitäten*.
Köln: DuMont, 173 S., 20 €**

Psychoanalytische Familientherapie Nr. 46, 24 (1) 2023 113–116
<https://doi.org/10.30820/1616-8836-2023-1-113>
www.psychosozial-verlag.de/paft

Während der Corona-Pandemie, als einige der in meiner Generation als selbstverständlich erachteten Alltagsfreiheiten noch eingeschränkt waren, zog mich in meinem Lieblingsbuchladen der Titel *Loyalitäten* an. Das Cover farbig-geometrisch ansprechend, der Klappentext noch mit ambivalentem Potenzial, doch beim Anlesen gleich der soghafte Eintritt in die Romanwelt. Seither habe ich das Buch gelegentlich verschenkt oder empfohlen. Warum? Weil es berührt. Weil es wunderbar die Spannung hält, ohne in Übertreibungen abzugleiten – wofür ich der Autorin dankbar bin. Und weil sie uns literarisch gekonnt nahebringt, was für uns – im familientherapeutischen Bereich Tätigen – sonst eher theoretisch und gewinnbringend von Boszormenyi-Nagy beschrieben wurde: familiäre Loyalitätskonflikte.

Von außen betrachtet, scheint es im Roman so: »Die Eltern leben getrennt, der Kleine in wechselnder Obhut, also nichts wirklich Ungewöhnliches« (S. 8). Und doch verdeutlicht dieser Satz fast auf lapidare Art und Weise das, was in der Rezension des Figaro scharf als »Porträt einer kranken Gesellschaft« bezeichnet wurde: Unsere heutige Gesellschaft mutet Kindern zu viel zu. Davon wird im Roman anhand des Protagonisten Théo erzählt, oft in großer Sachlichkeit, aber dennoch deutlich emotional

nachwirkend: »Théos Eltern [...] sind mit sich selbst beschäftigt. Der Junge funktioniert und kümmert sich um die unglückliche Mutter und den vereinsamten Vater.« Die hier knapp angedeutete kindliche Überforderung wurde von zwei analytischen Familientherapeuten und Psychiatern prägend beschrieben – erstmals wohl 1967 vom salvadorianisch-amerikanischen Minuchin (1921–2016) als Parentifizierung und 1973 dann ausführlicher vom ungarisch-amerikanischen Boszormenyi-Nagy (1920–2007) als eine der Ursachen für unsichtbare Loyalitäten (siehe dazu insgesamt Minuchin et al., 1967; Boszormenyi-Nagy & Spark, 2020 [1973]; Hooper, 2011). Als Randbemerkung sei erwähnt, dass der psychische Prozess der Parentifizierung bis heute in der Fachliteratur beforscht wird und meist anerkannt ist (Garber, 2019; Goldman & Coane, 1977). Bei manchen Autoren allerdings wird der Blick vom überfordernden Charakter der Parentifizierung für Kinder, wie mir scheint, positivistisch auf möglicherweise resilienzfördernde Aspekte dieser Überforderung gerichtet (Połomski et al., 2021). Aus dem Zusammenhang gerissen, würde dazu folgender Satz aus dem Roman passen »Um ihren Sohn müssen sie sich keine Sorgen machen« (Klappentext). Doch da sind wohl Abwehrmechanismen am Werk, denn der Mangel an ausreichend guter Elternschaft wird nicht damit entkräftet, dass das Kind in der Not etwas ganz Anderes lernen muss, als in der wünschenswerten entwicklungspsychologischen Abfolge an der Reihe wäre. Kinder in Trennungsfamilien verlieren ihre Primärfamilie, ihre erste soziale Struktur, und müssen in dieser Überforderung unterstützt werden (Garber, 2019; Goldman & Coane, 1977).

Im Roman ist die Autorin achtsamer und hinterfragt solch »sorglose« bzw. verleugnende Haltungen mit genauem Blick hinter die menschlichen Fassaden: »Doch Théo trinkt heimlich, und nur sein Freund Mathis weiß davon« (Klappentext). Vortrefflich beschreibt de Vigan im Folgenden die distanzierende und illusionäre Wirkung des Alkohols, der auch im Jugendalter am häufigsten eingesetzten legalen Droge (Dragan & Hardt, 2016):

»Es ist eine Wärmewelle, die er nicht zu beschreiben weiß, brennend, versengend und schmerzlich und tröstlich zugleich, ein Moment, wie man ihn nicht oft erlebt. [...] Ich liebe es, den Alkohol in meinem Körper zu spüren. [...] Nach einigen Minuten explodiert etwas in seinem Hirn, eine Tür wird aufgestoßen, es entsteht ein mächtiger Luftzug voller Staub [...] das Gefühl, alles sei aufgehoben, die Angst und die Erinnerungen. Die Raubvogelklauen, die seine Brust ständig zusammendrücken, haben sich endlich gelöst. Er schließt die Augen, alles ist weggewaschen, ja, und alles kann beginnen« (S. 11f.).

Wer sich um Théo sorgt, ist seine Lehrerin. Doch sie kann objektiv schwer fassen, was ihr an ihm im Vergleich zu den Gleichaltrigen auffällt. Im Roman wird deutlich, dass ihre eigene höchst negative Familienerfahrung sie nicht nur aufmerksam und empathisch wahrnehmen lässt, sondern – auf familientherapeutischer Ebene – ein schwer fassbares Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehen auslöst. Doch angesichts der Atmosphäre großer Verschwiegenheit bei Familiengeheimnissen führen auch Gespräche der Lehrerin mit Kollegen und der Schulschwester mit Théo zu nichts Greifbarem. Hier eröffnet sich am gesellschaftlichen Horizont des Romans einerseits die Erkenntnis der Notwendigkeit familientherapeutisch Tätiger an Schulen oder bei Scheidungen (Goldman & Coane, 1977), andererseits schafft es die Autorin Delphine de Vigan aber auch, die intrapsychische Zerrissenheit bei familiären Loyalitätskonflikten deutlich zu machen – und das nicht nur für den Protagonisten Théo, sondern auch für seinen Freund Mathis und der Mütter der beiden, die weitgehend mit ihrer Desillusionierung aufgrund gescheiterter Ehen und Entfremdungseffekten gegenüber ihren Ex- oder Noch-Männern beschäftigt sind, die die Kinder voll erfassen und Loyalitätskonflikte nähren.

Männer füllen in dem Buch mehrheitlich unrühmliche Rollen – beschwichtigend (ein Kollege), gewalttätig (der Vater der Lehrerin), alkoholabhängig (der Vater von Théo) oder Hassreden im Internet verbreitend (der Vater von Mathis).

Dem literarischen Geschick der Autorin ist es zu verdanken, dass sowohl durch ihren sachlichen, als auch teils nur andeutenden Schreibstil manche Wucht der jeweiligen Existenzen mitunter verzögert spürbar wird – und diese »Zweizeitigkeit« wirkt nicht verharmlosend. So erfahren wir von der räumlichen, sozialen und emotionalen Zerrissenheit, mit der Théo ganz allein im wöchentlichen Wechsel zwischen Vater und Mutter und ihren jeweiligen Stadtvierteln konfrontiert ist, »[...] diese[r] Umzug von einer Welt in die andere, ohne Brücke, ohne Fährmann [...] eine andere Kultur, andere Sitten, eine andere Sprache« (S. 20). Beim Weiterlesen erkennen wir, wie Théo sich beim kranken Vater eher instrumentell parentifizierend und bei der Mutter – die ihm mit Argwohn und Abwehr begegnet, wenn er vom Vater kommt – emotional parentifizierend verhält. Monate vergehen, in denen wir schlaglichtartige Eindrücke des Ringens aller Akteure mit ihren Familiensystemen bekommen, und Théo entkräftet zunehmend, »weil er nicht mehr weiß, was er sagen oder tun soll, weil er weiß, dass das alles für ihn zu viel ist, dass es seine Kräfte übersteigt« (S. 63). Das Komplizenhafte zwischen den Freunden nimmt – trotz des »Pakt[es] des Stillschweigens

zwischen ihnen« – ab, als die Lust der Grenzüberschreitungen beim Alkoholtrinken für Mathis der Sorge um seinen Freund Théo weicht (S. 110). Während die Eltern um ihre Probleme kreisen, steigen sie Théo über den Kopf und er sehnt sich danach, das Stadium zu erreichen, »in dem das Gehirn in den Ruhezustand geht [...] ein Augenblick des Verschwindens, [...] in dem man niemandem mehr etwas schuldig ist« (S. 114). Die Lage spitzt sich für alle zu, die Loyalitätskonflikte fordern sie, aber an Théos Freund Mathis werden neue Loyalitätsbindungen deutlich, die rettend werden könnten.

Nach dem Lesen des Buches, wenn die eigene emotionale Ergriffenheit abebben kann, dann wird klar: Eben noch dachte ich, ich lese »nur« einen Roman, aber es kommt viel darin vor: Loyalität, Parentifizierung, Mehrgenerationalität. Beim Rückblättern stieß ich auf einen Satz vom Anfang, der alles sagt: »Das sind die unsichtbaren Verbindungen, die uns mit den anderen, – den Toten wie den Lebenden – verbinden, [...] das sind Verträge, die wir zuallermeist mit uns selbst geschlossen haben [...]. Unsere Flügel und unsere Fesseln« (S. 5). Boszormenyi-Nagy beschrieb es fachlich-erhellend, de Vigan literarisch-berührend. Eine bessere Kombination ist kaum vorstellbar, und daher sei das Buch allen familientherapeutisch Interessierten wärmstens empfohlen.

Literatur

- Boszormenyi-Nagy, I. & Spark, G.M. (2020 [1973]). *Die Dynamik familiärer Systeme* (11. Aufl.). Klett-Cotta (orig. *Invisible loyalties: Reciprocity in intergenerational family therapy*. Harper & Row).
- Dragan, M. & Hardt, J. (2016). Childhood adversities and risk for problematic alcohol use. *Addict Behav*, 59, 65–71.
- Garber, B.D. (2019). For the Love of fluffy. Respecting, protecting, and empowering transitional objects in the context of high-conflict divorce. *Journal of Divorce & Remarriage*, 60, 552–565.
- Goldman, J. & Coane, J. (1977). Family therapy after the divorce: developing a strategy. *Fam Process*, 16(3), 357–362.
- Hooper, L. (2011). Parentification. In R. Levesque (Hrsg.), *Encyclopedia of Adolescence* (S. 2023–2031). Springer Science & Business Media.
- Minuchin, S., Montalvo, B., Guerney, B., Rosman, B. & Schumer, F. (1967). *Families of the slums. An exploration of their structure and treatment*. Basic Books.
- Polomski P., Peplińska, A., Lewandowska-Walter, A. & Borchet, J. (2021). Exploring resiliency and parentification in Polish adolescents. *Int J Environ Res Public Health*, 18, 11454.

Jörg Melzer, Göttingen